

PRAXISREIHE

KINDER IN DEN ERSTEN DREI LEBENSJAHREN



VIELFALT LEBEN IN FAMILIE UND KITA



Verband katholischer
Kindertageseinrichtungen
Bayern



DIE STIMME FÜR KINDER



Praxisreihe Kinder in den ersten drei Lebensjahren

Impressum

Praxisreihe Kinder in den ersten drei Lebensjahren
Teil 1 - Vielfalt leben in Familie und Kita

Herausgeber (verantwortlich)
Verband katholischer Kindertageseinrichtungen Bayern e.V.
Dr. Alexa Glawogger-Feucht, Geschäftsführerin

Maistraße 5
80337 München
Tel 089 530725-0
info@kath-kita-bayern.de
www.kath-kita-bayern.de

Konzeption
Iris Hille-Lüke
Dr. Alexa Glawogger-Feucht

Redaktion
Iris Hille-Lüke
Claudia Hoffmann

Grafik
Ralf Rützel, Querform

Bildnachweis: Hinweis auf den jeweiligen Seiten.
Nicht gekennzeichnete Fotos: Verband katholischer Kindertageseinrichtungen Bayern e.V.

Veröffentlichung 7/2024

Hinweis: © Verband katholischer Kindertageseinrichtungen Bayern e.V.

Die vorliegende Publikation des Verbandes katholischer Kindertageseinrichtungen Bayern e.V. ist urheberrechtlich geschützt und darf mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle ohne Einwilligung des Verbands weder vervielfältigt noch verwertet werden.

Der Verband übernimmt für die Inhalte, die Sicherheit und die Gebührenfreiheit der in dieser Publikation genannten externen Internet-Links keine Verantwortung. Der Verband schließt seine Haftung für Schäden aller Art aus.

Vielfalt leben in Familie und Kita

Kulturelle Perspektiven auf Bindung und Entwicklung für Kinder in den ersten drei Lebensjahren



Weltweit gibt es unterschiedliche soziale Systeme mit unterschiedlichen Beziehungskonstellationen, die an kulturellen Modellen orientiert sind, die wiederum bestimmte soziodemographische Kontexte charakterisieren. Wie dies im Detail aussieht, welche kulturellen Perspektiven auf Bindung und Entwicklung sich ergeben und weshalb Kindertageseinrichtungen zu Orten der Vielfalt werden sollten, zeigt Dr. Heidi Keller in diesem Fachbeitrag auf.

Informierte Hypothesen

Menschen sind Anpassungskünstler. Das liegt daran, dass Menschen vom Beginn der Menschheitsgeschichte an in unterschiedlichen Ökologien lebten. Diese erfordern unterschiedliche Kompetenzen, um das Leben jeweils erfolgreich zu meistern. Daher war und ist es nicht sinnvoll, dass Menschen mit einem fixen Verhaltensrepertoire zur Welt kommen.

Es macht sehr viel mehr Sinn, dass sie gut vorbereitet geboren werden. Säuglinge kommen daher mit einem großen Interesse an ihrer Umwelt zur Welt und der Fähigkeit, Informationen aufzunehmen und zu verarbeiten, d.h. zu lernen. Dieses Lernen ist aber nicht beliebig, so dass sie nicht alles aufnehmen, was in ihrer Umwelt vor sich geht, sondern es folgt gewissen Voreinstellungen.

Diese Voreinstellungen bewirken eine Steuerung des Interesses – bestimmte Informationen sind zu bestimmten Zeiten interessanter als zu anderen Zeiten. In der Evolutionstheorie nennt man diese Voreinstellungen informierte Hypothesen; diese ermöglichen es, jeweils das mehr oder weniger gezielt zu lernen, was zur Bewältigung von anstehenden Entwicklungsaufgaben notwendig ist.

Entwicklungsaufgaben sind Themen, die sich für alle Kinder dieser Welt stellen, z. B. Spracherwerb, Gedächtnis und eben auch Beziehungen (für einen Überblick siehe verschiedene Kapitel in Keller, 2011a).

Spracherwerb und Sprachmelodie

Neugeborene sind überall auf der Welt mit den gleichen Prädispositionen oder Lernbereitschaften ausgestattet. So können z.B. alle Neugeborenen die unterschiedlichsten Sprachen wie Mandarin Chinesisch, Spanisch, Englisch usw. segmentieren, d. h. Lauteinheiten identifizieren, was für den Spracherwerb unerlässlich ist. Nach wenigen Wochen ist diese Fähigkeit allerdings nicht mehr vorhanden und es können nur noch die Sprachen segmentiert werden, die in der Umgebung des Babys gesprochen werden.

Aber auch im letzten Drittel der Schwangerschaft wird schon gelernt. Die Würzburger Biologin Kathleen Wermke konnte zum Beispiel zeigen, dass französische und deutsche Neugeborene ab Geburt mit unterschiedlichen Melodien schreien, die der Sprachmelodie der jeweiligen Sprachen angepasst sind – mit aufsteigendem Verlauf bei den französischen Neugeborenen und mit absteigendem Verlauf bei den deutschen (Wermke, 2011).

Zudem sind alle Neugeborenen mit bestimmten Bedürfnissen ausgestattet – nach Nahrung, Wärme, Hygiene, aber auch nach Autonomie und Verbundenheit. Autonomie bedeutet Selbstwirksamkeit und Handlungskompetenz, Verbundenheit heißt Beziehungen mit anderen Menschen, ein soziales Netzwerk.

Dabei ist aber wichtig, dass Autonomie und Verbundenheit in unterschiedlichen Kontexten sehr Unterschiedliches bedeuten und die entsprechenden Lernprozesse in Form und Inhalt sehr unterschiedlich sein müssen. Das betrifft auch die Beziehungsentwicklung.



Foto: Lisa Schwarz, pixelio.de



Foto: Alwin Gasser, pixelio.de

Bindungstheorie nach Bowlby?

Die Bindungstheorie, die erfolgreichste Theorie der sozial emotionalen Entwicklung in den Sozialwissenschaften mit einem breiten Anwendungsspektrum in verschiedenen Disziplinen, proklamiert jedoch Universalität.

Sie nimmt an, dass jedes normal ausgestattete Kind Bindung an eine oder wenige Bezugspersonen entwickelt und dass diese Bindung aus einem emotionalen Band besteht, das unverwechselbar und spezifisch ist. Bindung entstehe im Verlauf des ersten Lebensjahres in Interaktionen und variere in der Qualität, je nach der Sensitivität der Bezugsperson. Mit drei bis vier Jahren seien diese Erfahrungen und die daraus resultierende Bindungsqualität in einem internen Arbeitsmodell repräsentiert, das den weiteren Entwicklungsverlauf steuert und lenkt (Bowlby, 1984).

Die Bindungstheorie ist die einzige Entwicklungstheorie, die in ihren Grundannahmen in den letzten fünfzig Jahren nicht überarbeitet oder modifiziert wurde.



Das bedeutet, dass ein Konzept von Bindung angenommen wird, das auf eine spezifische Weise entsteht und das bestimmte, vorhersagbare Konsequenzen hat und das für die Entwicklung aller Kinder dieser Erde gleichzeitig das Beste sein soll. Diese Annahme widerspricht der evolutionären Logik, auf welche die Bindungstheorie jedoch zurückgeführt wird. Vielmehr handelt es sich bei der Bindungstheorie um ein höchst kulturspezifisches Produkt.

Im Folgenden werden

- **zunächst die kulturspezifischen Annahmen der Bindungstheorie aufgewiesen,**
- **danach andere Konzeptionen von Beziehungsentwicklung vorgestellt und**
- **schließlich die Konsequenzen der kulturellen Vielfalt für Bildung und die elementarpädagogische Arbeit in der Kita diskutiert.**

Kulturspezifität der Bindungstheorie

Bindung (Keller, 2021) wird als emotionales Band definiert, das ein Kind zu einer Bindungsperson aufbaut. Es ist nicht näher spezifiziert, was das emotionale Band genau ist, in jedem Fall ist damit die Primarität von Emotionen für die Beziehungsentwicklung postuliert. Die Definition, das Erleben, der Ausdruck und die Regulation von Emotionen sind jedoch kulturspezifisch.

Obwohl die Bindungstheorie grundsätzlich mehrere Bindungspersonen zulässt, ist doch in Forschung und Praxis meist eine primäre Bezugsperson angesprochen, und das ist in aller Regel die biologische Mutter.

Das bedeutet, dass als Bindungsperson nur eine erwachsene Bezugsperson vorgesehen ist. In exklusiv dyadischen Interaktionssituationen reagiert die Bezugsperson sensitiv möglichst auf jedes kleinste Kindsignal. Der Verhaltensmodus ist distal, das heißt Blick und Stimme sind die wesentlichen Verhaltenskanäle.

Während Blickkontaktsituationen reagiert die Mutter kontingent, das heißt prompt und angemessen auf die kindlichen Signale und spiegelt Emotionen. Das Baby soll von Anfang an als intentionales Wesen mit einem eigenen Willen, den es zu respektieren gilt, behandelt werden.

Die Mutter verbalisiert dabei die inneren Befindlichkeiten des Babys, seine Wünsche, Präferenzen, Emotionen, Kognitionen in einer quasi dialogischen Kommunikationsstruktur. Die Sensitivität und dieses Mentalisieren werden als die Bedingungen betrachtet, welche die Entwicklung einer sicheren Bindung beim Kind ermöglichen und fördern.

Westliches Familienmodell prägend

Diese Praxis ist voraussetzungsvoll. Diese Erziehungsphilosophie ist nämlich an ein bestimmtes Familienmodell gebunden: eine Kleinfamilie mit wenigen Kindern und ausreichend Ressourcen. Viele Kinder in einer Familie lassen dieses Ausmaß an intensiver Zuwendung zu einem einzelnen Kind nicht zu. Zudem muss



ausreichend Zeit vorhanden sein, um sich ausschließlich einer Aufgabe, nämlich der Pflege eines Kindes, zu widmen. Das bedeutet, es muss eine abgesicherte ökonomische Grundlage vorhanden sein.

Der Schwerpunkt auf extensiver verbaler Kommunikation ist an eine hohe formale Bildung gebunden, die auch Voraussetzung für die Mentalisierung ist. Dieser „inward turn“, d.h. der Blick nach innen und die Reflektion innerer Befindlichkeiten ist in der westlichen Welt ein relativ neues Phänomen und wird in Beziehung gesetzt zur Auflösung festgefügtter gesellschaftlicher Strukturen, die die Position und Rolle des Individuums definierten. Die Entwicklung einer subjektiven Identität wurde zu einem individuellen Projekt. Auch die Bedeutung von positiver Emotionalität ist an den Ausdruck von Individualität gebunden, sie instantiiert so zu sagen das individuelle Selbst.

Insgesamt ist dieses Modell charakteristisch für die Kleinfamilie der westlichen Mittelschichtgesellschaft. Westlich meint Nordamerika (USA und Kanada), Europa und Australien.

(Es ist auch völlig unklar, wie mehrere Bindungsqualitäten, die mit mehreren Personen ja möglich wären, in dem internen Arbeitsmodell repräsentiert werden und entwicklungswirksam werden.)

In diesen Gesellschaften bildete sich durch demographische Veränderungen, die von steigender formaler Bildung organisiert wurden, eine Mittelschicht heraus, die aufgrund des längeren Bildungsmoratoriums die Familiengründung nach hinten verschob, das heißt das Erstgeburtsalter stieg und damit wurde gleichzeitig die Anzahl der Kinder in der Familie geringer. Mit der höheren Bildung und einer gesicherten ökonomischen Lage wurde die Versorgung von Kindern zur Aufgabe von Erwachsenen.

Nun stellt diese westliche Mittelschicht jedoch einen sehr kleinen Anteil an der Gesamtbevölkerung dar, nämlich weniger als fünf Prozent. Aus dieser kleinen Gruppe stammen aber weit über 90 Prozent der Wissenschaftler:innen und der Teilnehmenden an wissenschaftlichen Untersuchungen. Das bedeutet westliche Wissenschaftler:innen, die ja auch zum größten Teil aus der Mittelschicht stammen, untersuchen Menschen, die zu ihrer kulturellen Gruppe gehören.

Dagegen ist grundsätzlich nichts einzuwenden, wenn nicht die Konzepte, die auf diesem Menschenbild beruhen, und die Ergebnisse dieser Untersuchungen als universell gültig deklariert würden. Dieses Menschenbild ist in dem kulturellen Modell der psychologischen Autonomie verhaftet, d.h. dem Ideal des unabhängigen, abgegrenzten, selbstbewussten und selbstbestimmten Individuums, das die Welt aus seiner individuellen Perspektive wahrnimmt und bewertet. Psychologische Autonomie bestimmt so gleichzeitig die Art sozialer Beziehungen als frei verhandelbar zwischen selbst bestimmten Individuen. Die Vorstellungen über die Entwicklung von Kindern und die Erziehungsphilosophie sind in diesem Modell verortet. Die Bindungstheorie ist der Prototyp der westlichen Mittelschichtphilosophie.

Ebenso wie dieses soziodemographische Profil die Ausnahme auf einer weltweiten Skala ist, wird diese Erziehungsphilosophie auch von den meisten Menschen nicht geteilt.



Foto: Adobe Stock/matis75

Alternative Erziehungsphilosophien

Obwohl es kaum systematische kulturvergleichende Untersuchungen zur Entwicklung und Erziehung von Kindern gibt, gibt es doch ausreichend Evidenz dafür, dass es andere Interpretationen von Autonomie und Verbundenheit gibt, die für die Entwicklung und Erziehung andere Orientierungen bieten.

Besonders eine kulturelle Gruppe hat dabei viel Interesse von Forschenden auf sich gezogen, traditionell lebende Bauern in nicht westlichen Ländern. Diese Gruppe ist auch deshalb besonders wichtig, weil viele Migranten in westliche Länder einen solchen Hintergrund mitbringen. Es ist wichtig festzuhalten, dass Migranten ein Oberbegriff für sehr heterogene Biografien und kulturelle Orientierungen darstellt, die fälschlicherweise häufig als homogene Gruppe behandelt werden.

Das soziodemographische Profil beinhaltet ein geringeres Niveau an formaler Bildung, häufig höchstens sieben Jahre, das einhergeht mit einer frühen Familiengründung – bei Frauen in den späten Teenagerjahren, Männer können älter sein –, vielen Kindern und dem Leben in einem Mehrgenerationenhaushalt mit vielen Personen. Die ökonomische Grundlage ist eine kleine Landwirtschaft mit möglicherweise gelegentlichen Zuverdiensten aus Dienstleistungen. Dieses soziodemographische Milieu geht einher mit Normen, Werten und Verhaltenskonventionen, die durch hierarchische Verbundenheit organisiert werden.

Handlungsautonomie im Vordergrund

Das bedeutet, dass das soziale System primär ist und durch Hierarchien und Rollen definiert wird. Die mit diesem System einhergehende Autonomie ist handlungsorientiert (Handlungsautonomie), was das selbstbestimmte und eigenständige – autonome – Handeln im Dienste des sozialen Systems bedeutet. Dieses kulturelle Modell stellt Respekt, soziale Feinfühligkeit, Harmonie, Bescheidenheit und Unauffälligkeit als Sozialisationsziele in den Vordergrund. Dazu sind andere Erziehungsstrategien notwendig als zur Akzentuierung einer subjektiven Individualität.



Foto: Jerzy Sawiak, pixelio.de



Foto: Adobe Stock/Loki Studio

Der große Haushalt stellt dem Baby ein Beziehungsnetzwerk zur Verfügung. Das bedeutet, dass Kinder mit mehreren Bezugspersonen aufwachsen, die spezifische Funktionen erfüllen, aber auch austauschbar sein können. Es sind hier aus verschiedenen bäuerlichen Kulturen unterschiedliche Konstellationen beschrieben worden, die alle gemeinsam haben, dass es nicht die eine wichtige Bezugsperson gibt, sondern ein Netzwerk. Es sind auch nicht notwendigerweise Erwachsene, die kleine Kinder versorgen, sondern in der Mehrheit der bäuerlichen Kulturen sind es Kindergruppen, die die primäre Sozialisationsinstanz darstellen.



Das Aufwachsen in Gruppenzusammenhängen ist mit anderen Kommunikationsformen verbunden als das dyadische Format. Babys und sehr kleine Kinder werden fast permanent am Körper anderer getragen, auf dem Rücken, auf der Hüfte oder sie liegen auf dem Schoß einer Betreuungsperson. Dabei steht körperliche Kommunikation als wesentlicher Kommunikationskanal zur Verfügung.

Die körperliche Aufmerksamkeit auf das Baby erlaubt einen anderen Einsatz der visuellen/ auditiven Aufmerksamkeit, nämlich auf die Erledigung von Alltagshandlungen. Durch das Tragen am Körper erleben Babys viel rhythmische motorische Stimulierung, und das im Einklang mit der anderen Person. Dabei wird das Erleben einer gemeinsamen Identität, einer sozialen Einheit gefördert. Durch die körperliche Ausrichtung nach außen haben Babys viel Gelegenheit zum Beobachten.



Häufig polyadische Kommunikation

Das Leben findet meist im Freien statt, wo sich verschiedene Personen einen Lebensraum teilen. Es gibt keine abgegrenzten Räume und Objekte für Babys oder Kinder im Allgemeinen. Sie teilen den Lebensraum und die Geräte des Alltags mit allen anderen. Hierarchien in diesem gemeinsamen Raum sind durch soziale Konventionen und Regeln definiert. So ist es zum Beispiel in vielen bäuerlichen Kulturen ein Tabu, Ranghöheren, also Älteren, ins Gesicht zu schauen oder sie später direkt anzusprechen. Diese Regeln lernen Kinder durch aufmerksames Beobachten und Imitieren.



Lernen durch sprachliche Instruktionen und auch Lernen durch manipulative Exploration sind eher selten. Kommunikationsformate sind häufig polyadisch, d.h. Personen nehmen gleichzeitig an mehreren Kommunikationssträngen teil und beobachten noch weitere. Sprache ist dabei häufig überlappend, folgt also nicht dem dialogischen Format. Dabei mögen die Kommunikationsstrukturen in Kindergruppen andere sein als die zwischen Erwachsenen und Kindern.

Das heißt, kleine Kinder lernen unterschiedliche Kommunikationskripte und die Regeln, unter denen sie jeweils angewendet werden dürfen. Das unterstützt soziales Einfühlungsvermögen, Anpassung und Zurückhaltung.

Emotionen werden häufig nicht im Gesichtsausdruck gezeigt – auch das ein Zeichen der Zurückhaltung. Zuneigung, Wärme und Fürsorge werden einmal direkt durch körperliche Nähe zum Ausdruck gebracht, andererseits auf der Handlungsebene. Dabei spielen Nahrung und Füttern eine besondere Rolle.

Bindung bzw. Bindungen werden also nicht als spezifisches emotionales Band verstanden. Vertrauen in sich selbst und andere als Kern der Bindungsentwicklung wird durch das generelle Vorhandensein und die Fürsorge anderer erworben und auch anders ausgedrückt als in westlichen Mittelschichtfamilien.

Diese hier skizzierten unterschiedlichen Beziehungsmuster sind sicher nicht die einzig möglichen. Hier fehlt es an systematischer kulturvergleichender Forschung.



Vielfalt von Bindungen

Sicherheit und Vertrauen kann nicht nur in Beziehungen und Bindungen mit Menschen erworben werden, sondern auch in vielen anderen Bereichen. Dabei spielt die Bindung an Orte eine besondere Rolle.



Das Konzept der sogenannten Ortsidentität wurde vor einigen Jahrzehnten intensiv in Psychologie und Pädagogik diskutiert und ist seitdem weitgehend aus der Mode gekommen. Das bedeutet aber nicht, dass Bindungen an Orte und Ortsidentität weniger wichtig für die Entwicklung von Kindern geworden sind.

Ortsidentität betrifft Gefühle und Bindungen an Plätze, Landschaften, Städte, Dörfer. Sie beschreibt das Befinden, das Wohlfühlen aufgrund bestimmter örtlicher Gegebenheiten, die sehr unterschiedlich sein können. Beispielsweise können Zugehörigkeitsgefühle und Wohlbefinden mit einem bestimmten Baum verknüpft sein, mit einem Blick über eine bestimmte Landschaft, den Bergen, dem Meer.



Für viele Menschen ist die Ortsidentität, die Bindung an Orte in der Natur zentral für ihre Selbstdefinition und ihr Selbsterleben. Der kanadische kulturelle Psychiater Lawrence Kirmayer (2012) beobachtete zum Beispiel spezifische Ortsbindungen bei den Inuit.

Die Inuit definieren sich durch ihre Beziehung zu ihrem Land und zu den Tätigkeiten, die sie in diesem Land ausüben, wie fischen, jagen. „We are the land“ – wir sind das Land. Lawrence Kirmayer hat dafür nach dem Muster des independenten und interdependenten Selbst den Begriff des ökodependenten Selbst vorgeschlagen.

Identität und Selbstsicherheit werden dort eher durch Bindungen an eine bestimmte Landschaft und die darin ausgeübten Tätigkeiten erworben als im sozialen Kontext.

Diese Dimensionen von Bindung sind in der pädagogischen Arbeit durch die Konzentration auf die kognitive Stimulierung durch bestimmte Räume – der Raum als dritter Pädagoge – verloren gegangen. Die Berücksichtigung des Ortes in seinen emotionalen Qualitäten ist aber wichtiger Bestandteil einer gelingenden interkulturellen pädagogischen Arbeit.

Bindung und Bildung

Was den beiden vorher geschilderten Entwicklungspfaden gemeinsam ist, ist, dass sie jeweils Zugänge zum Lernen und damit zu Bildung darstellen, die jedoch unterschiedlich organisiert sind.

Da in der Bildungsforschung festgestellt wurde, dass Kinder dann am besten lernen, wenn sie an Bestehendes anknüpfen können (Stern, 2017), sind natürlich Lernerfolge dann am besten, wenn vertraute Strategien hinsichtlich der Lehr- und Lernmethoden eingesetzt werden. Das ist jedoch nicht für alle Kinder der Fall, wenn eine Qualitätsdefinition Grundlage der Bildungsarbeit in einem multikulturellen Kontext darstellt.



- **Kinder aus westlichen Mittelschichtfamilien lernen einerseits selbstbestimmt, explorativ, im freien Spiel und andererseits durch dialogische sprachliche Teilhabe, meist im dyadischen Format.**
- **Dabei spielen wieder die sprachliche Kommunikation und Ausdrucksfähigkeit eine bedeutsame Rolle.**
- **Das erworbene Wissen ist persönlicher Besitz, der für persönliche Ziele eingesetzt werden kann und soll. Kinder aus westlichen Mittelschichtfamilien erfahren einen nahtlosen Übergang von der Familie in die Institution, da Kommunikationsstrukturen und die Methoden der Informationsaufnahme und -verarbeitung weitgehend identisch sind.**



- **Kinder aus Familien, die den oben beschriebenen traditionellen dörflichen Hintergrund haben, erwerben, wie aufgewiesen, andere Kommunikationsstrukturen aber auch andere Strategien der Informationsaufnahme und -verarbeitung.**
- **Die US-amerikanische Psychologin Barbara Rogoff untersuchte mit ihren Mitarbeitenden in Mayadörfern Guatemalas deren Lernstrukturen. Das sogenannte LOPI Modell (Learning by Observating and Piching In) beschreibt in sieben Prismen diesen alternativen Lernansatz.**
- **Es beginnt damit, dass das lernende Kind als Teil eines sozialen Systems betrachtet wird, zu dem es etwas beitragen kann. Das Kind seinerseits möchte etwas beitragen und dazu gehören.**
- **Der Lernprozess besteht aus einem, wie Rogoff sagt, kollaborativen, flexiblen Ensemble, d.h. verschiedene Personen regulieren sich im Lernprozess mühelos, indem jeder etwas beiträgt, ohne, dass dies speziell abgesprochen werden muss. Mit der Information oder bestimmten Fähigkeiten wird zugleich Verantwortung übernommen.**
- **Der wesentliche Informationsaufnahmekanal besteht aus intensiver Beobachtung und nonverbaler Kommunikation. Das Wissen ist gemeinschaftlicher Besitz in der gemeinsamen Verantwortung des sozialen Systems (z.B. Rogoff, 2003).**

Konsequenzen für Kindertageseinrichtungen

Es ist offensichtlich, dass ein solches Lernmodell in einem anderen Menschenbild verwurzelt ist. Dieses Menschenbild kann, natürlich mit Variationen in verschiedenen Gruppen, dem kulturellen Modell der hierarchischen Verbundenheit zugeordnet werden.

Es ist offensichtlich, dass Selbstkonzepte und die darin repräsentierten Konzepte von Beziehungen/Bindungen mit Lernstrategien und Lerninhalten, d.h. Bildung, eng zusammenhängen. Es gibt jedoch nicht eine beste Strategie, ebenso wie es nicht ein bestes Konzept von Beziehungen/Bindungen gibt.

Diese unterschiedlichen Ansätze, die natürlich zudem individuelle Variationen aufweisen, treffen in Kindertageseinrichtungen aufeinander, werden aber nicht mit entsprechend ressourcenorientierter, d.h. vielfältiger Pädagogik beantwortet, sondern mit einer einzigen pädagogischen Konzeption, und zwar derjenigen, die an die Bedürfnisse von Kindern aus westlichen Mittelschichtfamilien angepasst ist.



Das hat zwangsläufig zur Folge, dass die Unterschiede zwischen Kindern größer werden. Genau das wird auch durch Forschungsbefunde immer wieder bestätigt. In Deutschland sind Bildungserfolge schichtabhängig, d.h. Kinder aus Mittelschichtfamilien werden durch das Bildungssystem systematisch gefördert, Kinder aus Familien mit einem anderen kulturellen Hintergrund werden systematisch benachteiligt.

Fazit und Ausblick

Das soziale System eines Kindes ist das Tor zur Bildung. Es stellt Bildungsinhalte und Erwerbsstrategien bereit, die Kinder durch soziale Kommunikation erwerben. Das beginnt am ersten Lebenstag.

Das deutsche Bildungssystem basiert auf der Annahme, dass es nur ein bestes Modell sozialer Beziehungen, nämlich Bindung im Sinne der Bindungstheorie, gibt. Diese Annahme ist jedoch völlig unbegründet und hat Konsequenzen, die im Widerspruch zu dem pädagogischen Anspruch stehen, gleiche Bildungschancen für alle Kinder bereit zu stellen.

Die früh im Leben erworbene soziale Matrix hat Auswirkungen auf alle Lebensbereiche und, noch wichtiger, ist vitaler Bestandteil des Selbstkonzeptes und damit der Identität. Das bedeutet, dass bei einem, wie auch immer motivierten, Wechsel von einem Kontext in einen anderen, die Identität nicht einfach abgelegt werden kann und eine neue Identität angenommen. Eine solche Strategie hat sogar messbare negative Konsequenzen.

In umfänglichen Untersuchungen mit lateinamerikanischen Migranten in den USA hat Cynthia Garcia Coll mit ihren Mitarbeitenden (Garcia Coll & Marks, 2012) herausgefunden, dass die Migranten, die ihre Identität abgelegt haben, um „Amerikaner“ zu werden und zu sein, in erhebliche Problemlagen gerieten.

Im Vergleich zu Migranten, die ihre Identität behielten und eine zweite Kultur erworben haben, schnitten erstere schlechter im Bildungssystem ab, hatten größere psychische und gesundheitliche Probleme, gerieten öfter mit dem Gesetz in Konflikt usw. Kultur bedeutet hier insbesondere der lebendige Erhalt der Muttersprache, also die orale Weitergabe von Generation zu Generation und der Erhalt familiärer Werte.

Der Erhalt dieser Identität erleichterte eine erfolgreiche Teilnahme an dem neuen System durch bessere Bildungsabschlüsse, psychische und physische Stabilität und erfolgreiche Lebens- und Berufsbiografien.



Diese Integration, also das Leben von Bi- oder Multikulturalität wird ermöglicht und erleichtert, wenn Familie und Institution sich nicht abwertend gegenüberstehen. Integration wird häufig mit Assimilation verwechselt. Assimilation heißt aber die Aufgabe der Herkunftskultur und die Übernahme einer neuen. Diese Konstellation ist eben mit großen Problemen verbunden.

Kindern, die Familie und Kita als feindliche Territorien erleben, kann diese Integration nicht gelingen. Sie stehen in einem Spannungsfeld und wissen nicht, was sie tun sollen – sie möchten zu ihrer Familie gehören und gleichzeitig aber auch zur Kita.

Um diese Situation zu vermeiden, müssen die Institutionen realisieren, dass auch sie sich verändern müssen. Sie müssen nur ernst nehmen, was in vielen Curricula und Planungspapieren ohnehin steht: Vielfältigkeit und Multikulturalität als Ressource zu begreifen.

Auftrag für Kitas – ein Ort der Vielfalt sein

Das bedeutet, dass die Kindertageseinrichtung wirklich zu einem Ort der Vielfalt werden soll, an dem es möglich ist, verschiedene Beziehungsstrukturen zu leben, verschiedene Lern- und Bildungsangebote zu machen und Kindern den Zugang durch unterschiedliche Maßnahmen zu erleichtern.

Gelebte Vielfalt und Verschiedenartigkeit bei gleicher Wertschätzung ist ein notwendiger Schritt zu Bildungsgerechtigkeit und zu Integration.

Autorin

Dr. Heidi Keller

Professorin i.R. Universität Osnabrück
Kulturvergleichendes, längsschnittliches Forschungsprogramm zur
Rekonstruktion kultureller Entwicklungspfade in den ersten Lebensjahren.



Foto: privat

Literatur

- Ahnert L. (2009). Von der Mutter-Kind zur Erzieherinnen-Kind-Bindung? Die Qualität von Beziehungen in der Kita. In: TPS 2009/3
- Bowlby J. (1969). Bindung. Frankfurt a. M.: S. Fischer Verlag, 1984.
- Keller, H. (2021). Mythos Bindungstheorie. Kiliansroda: Verlag das netz. 2. überarbeitete Auflage.
- Keller, H. (2011a). (Hrsg.). Handbuch der Kleinkindforschung (3. Auflage). Bern: Huber Verlag.
- Keller, H. (2011b). Kinderalltag. Heidelberg: Springer Verlag.
- Kirmayer L. J. (2012): Rethinking cultural competence. Transcultural Psychiatry, 49(2), S. 149-164.
- Laewen H. J. Andres B. Hédervári, É. (2003). Die ersten Tage – ein Modell zur Eingewöhnung in Krippe und Tagespflege. Weinheim: Beltz, 4. Auflage.
- Rogoff B. (2003). The Cultural Nature of Human Development. New York: Oxford University Press.
- Stern, E. (2017). Individual differences in the learning potential of human beings. Science of Learning. <https://kurzlinks.de/bpu1>
- Wermke, K. (2011). Säuglingsschreien und seine Entwicklungskonsequenzen. In Keller, H. (Hrsg.) Handbuch der Kleinkindforschung. (S. 644 – 665). Bern. Huber-Verlag.



www.kath-kita-bayern.de



Verband katholischer
Kindertageseinrichtungen
Bayern



DIE STIMME FÜR KINDER

Maistraße 5
80337 München
info@kath-kita-bayern.de

 [@kath.kita.bayern](https://www.instagram.com/kath.kita.bayern)